

Esther Kinsky

Am Fluss

Roman



Matthes & Seitz Berlin

hatten das alte Haus an einem frühen blauen Morgen verlassen, als der Augustmond noch am helldunstigen Spätsommerhimmel stand, und lungerten nun hier im Osten Londons, mit Ausblick auf den Winter. Unermüdlich spielten wir versäumte Abschiedsszenen. Mit einer sich ins Endlose dehnenen Langsamkeit streiften in der Vorstellung Hände und Wangen aneinander, rundeten sich Tränen im Augwinkel. Nicht endenwollendes Zittern der Unterlippe jedes beteiligten Buches, Bilds und Möbelstücks, zugeschnürte Kehlen stockten in jedem Winkel an ihrem Laut, ein verschleppter Abschied, der schon Narbe war, bevor er zu Ende gebracht wurde, jede Sekunde ein Tag, jede Bewegung wie in tiefem Frost nur knirschend und in unsäglicher Schwerfälligkeit ausführbar.

Wenn ich schlief, träumte ich von Toten, meinem Vater, meinen Großeltern, Bekannten. In einer kleinen, mehrere Stufen über der Wohnungsebene gelegenen Kammer, die gerade so lang war, daß ich mich gelegentlich zum Schlafen auf dem Boden ausstrecken konnte, verbrachte ich Stunden mit dem Versuch, mir jede Einzelheit, die ich in Hof, Garten und dem kleinen Ausschnitt Straße zwischen zwei Häusern sehen konnte, einzuprägen, und ich lernte das Licht. Von August bis April las ich, was der große Ahorn auf die nur von einem einzigen Fenster unterbrochene Ziegelwand des nächsten Hauses am Ende des Gartens schrieb. Es war Spätsommer, es war Herbst, es war Winter, es wurde Frühling. Westwind, die Schatten der Blätter kitzelten etwas in Richtung Bahnstation, wo ein paar Meter

hinter dem Garten auf den tiefgelegenen Gleisen alle Viertelstunde ein Zug hielt. Nordwind, selten, letztes Laub war ein unruhiges Flackern über der ganzen Wand im scharfen Licht, am Mittag lag der Schatten der Baumkrone klar gezeichnet wie die Landkarte einer fremden Stadt auf der Wand. Der Winter nach einem stürmischen Herbst war ungewöhnlich windstill, der kahle Baum stand in dem milchigen ebenmäßigen Licht als nur zu erahnendes Schattenbild auf der Wand und schrieb mir schwer zu entschlüsselnde Nachrichten wie aus großer Ferne, die aber wegen der stillen Gerechtigkeit dieses Lichts gegenüber all den schattenlos stehenden Dingen nicht traurig waren.

In den Nächten lag ich wach und lauschte auf die neuen Geräusche der Gegend. An der

Bahnstation hinter dem Garten hielten die Züge mit einem langen schleifenden Stöhnen und Seufzen. Mit der Zeit lernte ich, daß das Stöhnen zu den aus der Innenstadt kommenden Zügen gehörte, die kurz vor dem Bahnhof aus einem Tunnel stießen und wie von der Nähe des Bahnsteigs überrumpelt zum Halten kamen, während die stadtwärts fahrenden Züge aus den Vororten seufzten und leise quietschten. Auf dem schmalen Pfad zwischen dem Garten und der zu den Gleisen und Bahnsteigen abfallenden Böschung trieb sich jemand mit Krücken herum, die ächzten wie alte Sprungfedern. Der Krückenmann sang manchmal, leise und dunkel, im Licht der Straßenlaterne zeichnete sich der Umriß seines Kopfes über dem Zaun ab. Er machte Geschäfte, Kundschaft kam und ging, der Wind trug Fetzen von

Wortwechselln herbei. Manchmal mußte er flüchten, dann entfernten sich die gefederten Krücken mit metallischem Gehechel inmitten einer Wolke aus dumpfem Fußstrappeln derer, die mit ihm die Flucht ergriffen.

Auf dem kiesbestreuten Flachdach eines Anbaus paarten sich Füchse. Sie stießen verbissene Laute aus, unter ihren zuckenden scharrenden Pfoten flogen die Kieselsteine in alle Richtungen und schlugen gegen das Fenster der Kammer. Einmal trat ich ans Fenster, im Schein der Straßenlampe starrten die Füchse mich unbeweglich an, von da an stellte ich mir auch den Krückenmann fuchsgesichtig vor.

Ich verbrachte die Tage damit, in der Gegend zu spazieren, freundete mich mit dem Anblick der blassen Chassidenkinder an, die